

# Dietrich Busse

## Linguistische Diskursanalyse.

### Sprachwissenschaftliche Ansätze zur Analyse gesellschaftlichen Wissens.

#### 1. Einleitung

Mit einiger Verzögerung im Vergleich zu den Nachbarfächern (etwa Historikern, Romanisten, Politikwissenschaftlern) können die Methoden und Forschungsziele der neueren historischen Semantik mittlerweile auch in der germanistischen Sprachgeschichtsschreibung als etabliert gelten. Fehlt diesen Forschungsansätze zwar auch immer noch die allseitige Anerkennung, so macht die größere Zahl von Arbeiten vor allem jüngerer Forscherinnen und Forscher doch immerhin deutlich, dass man es hier offenkundig mit einem als zukunftssträftig eingeschätzten Arbeitsgebiet zu tun hat. Mag mancher auch die nicht unerhebliche zeitliche Verzögerung etwa in der Rezeption der Mentalitätsgeschichte und der Diskursanalyse monieren und bedauern (man denke an die Ersterscheinungsjahre der einschlägigen Arbeiten etwa von *LeGoff*, *LeRoyLadurie* oder *Foucault*), so ist es immerhin erfreulich, dass der Anschluß an den internationalen Wissenschaftsstandard im Rahmen der kulturwissenschaftlich orientierten Sprachgeschichtsschreibung geschafft zu sein scheint. Ohnehin hatte die kulturwissenschaftlich orientierte Sprachforschung (die z.B. in der Germanistik von je her vor allem in der historischen Semantik anzutreffen war) seit Beginn des 20. Jahrhunderts mit Niedergang, zunehmender Ablehnung seitens der sich als „modern“ vorkommenden und gerierenden Ansätze der Linguistik und folglich mit Interesseverlust seitens der nachwachsenden Wissenschaftlergenerationen zu kämpfen. (Zudem schienen kulturwissenschaftliche Ansätze in der Germanistik politisch kompromittiert, wenn sie - von außen oder von innen - mit Volkstumsforschung assoziiert wurden.)

Diese überwiegende Ablehnung änderte sich im Rahmen der germanistischen Sprachwissenschaft erst, als die vor allem von Historikern wie *Reinhart Koselleck* und *Rolf Reichardt* vorgeschlagenen Forschungsziele und -methoden der neueren, nunmehr begriffsgeschichtlich orientierten historischen Semantik auch von jüngeren Sprachwissenschaftlern rezipiert und auf die spezifischen Zielsetzungen der Sprachgeschichtsforschung übertragen wurden. Neben unmittelbaren Anschlüssen an kulturhistorische Forschungsansätze, etwa der Mentalitätsgeschichte (wie z.B. bei *Angelika Linke*) und den Arbeiten diverser Rat- und Ideengeber wie *Fritz Hermanns*, *Wolfgang Teubert* und *Dietrich Busse* waren hier vor allem die Arbeiten der sog. „Düsseldorfer Schule“ um *Georg Stötzel* einflußreich und weiterführend (etwa die Arbeiten von *Wengeler* und *Jung*). Hinzu kamen Arbeiten von Historikern, die einen stärkeren Bezug auf sprachwissenschaftliche Fragestellungen aufwiesen als die Überlegungen und Beiträge ihres Mentors *Koselleck*. Mittlerweile gibt es an verschiedenen Orten Diskussions- und Forschergruppen innerhalb der Sprachgermanistik, die sich mit Fragestellungen der Begriffsgeschichte und historisch-semantischen Diskursanalyse auseinandersetzen (neben Düsseldorf etwa im Rahmen des Heidelberger Graduiertenkollegs um *Klaus Mattheier* und in Oldenburg um *Klaus Gloy*). Der mittlerweile erreichte Forschungs- und Diskussionsstand geht dabei über die Anfänge in den achtziger Jahren deutlich. Die Grundzüge eines solchen Ansatzes möchte ich im Folgenden (notgedrungen in knapper Form) erläutern.

## 2. Neuere Ansätze der historischen Semantik

Nachdem im Rahmen des linguistischen Strukturalismus Gegenstandsbereich, Zielsetzung und Methodik sprachwissenschaftlicher Forschung radikal neu bestimmt worden waren – und zwar (wie wir heute wissen) unter Inkaufnahme erheblicher Reduktionen in allen drei Hinsichten – kam die historisch-semantische Forschung (überhaupt: jegliche kulturhistorisch ausgerichtete Sprachgeschichte) für längere Zeit nahezu völlig zum Erliegen; bzw., (vorsichtiger ausgedrückt) wurde von der weit überwiegenden Zahl der Fachvertreter nicht gerade als Speerspitze des wissenschaftlichen Fortschritts oder als moderner und damit interessanterer Arbeitsbereich angesehen. Damit wurde aber das enorme Potential verkannt, das eine historische Bedeutungsforschung bietet, die sich an den ein halbes bis ganzes Jahrhundert zuvor (z.B. von *Sperber*, *Stöcklein*, *Wellander* und anderen) formulierten Zielsetzungen kulturwissenschaftlichen Zuschnitts orientiert.

Die Amputation des kulturgeschichtlichen Anteils der diachronen Linguistik verursachte aber nicht nur eine Unkenntnis der Ursprünge des eigenen Faches (dies gilt jedenfalls für die linguistische Semantik), sondern auch eine Blindheit gegenüber aktuellen Forschungsansätzen in benachbarten Fächern. So beklagte der Historiker *Reinhart Koselleck*, der Begründer der neuen historiographischen Begriffsgeschichte, zu Anfang der 70er Jahre, dass die dringend gesuchten Gesprächspartner für die linguistische Fundierung des von ihm entwickelten Methodenkonzepts sich in der damaligen Sprachwissenschaft partout nicht einstellen wollten. Entweder blieben diese im Methodenspektrum eng gefasster traditioneller Wortgeschichte befangen und konnten das Potential kulturhistorischer und epistemologischer Ausweitungen ihres Forschungsgebiets nicht erkennen; oder sie hatten infolge des Siegeszugs strukturalistischer, formalgrammatischer und generativistischer Modellierungen alle diachrone Sprachforschung vollständig hinter sich gelassen. (Zudem fehlte auch der neuentstehenden linguistischen Pragmatik zunächst jegliche historische Perspektive.) Die Begriffsgeschichte und kulturhistorische Semantik musste daher außerhalb der Linguistik ausformuliert und praktiziert werden, bis sie dann – einmal als erfolgreich erwiesen – von jüngeren Forscherinnen und Forschern in die Sprachwissenschaft sozusagen re-importiert wurde.

Die Kernideen der Koselleckschen Begriffsgeschichte sind die Begriffe „*Faktor*“ und „*Indikator*“. Historische Begriffe (hier verstanden als historisch wirksame, geschichtsmächtig werdende Begriffe) sind laut Koselleck nicht nur *Indikator* historischer Entwicklungen (etwa indem sie historische Erfahrungen, ganze komplexe Zusammenhänge historischer Zustände und Bewegungen in einem einzigen Begriffswort bündeln können). Sie sind daneben *Faktoren* des historischen Prozesses selbst (vgl. etwa Begriffe wie „*Sozialismus*“, „*Freiheit*“ usw.). (Fritz Hermanns hat diese Faktorfunktion später mit dem Terminus „deontische Bedeutung“ bezeichnet.)

„Begriffe“ in diesem Sinne sind – wie man es in heutiger Terminologie ausdrücken könnte – Ordnungsleistungen bzw. Strukturierungsgrößen semantisch verankerten (und damit sprachbezogenen) gesellschaftlichen Wissens. Im Sinne der Historiker sind historische Schlüsselbegriffe zwar immer auch durch zugehörige *Begriffswörter* ausgedrückt; der Terminus „Begriff“ wäre dann eine Umschreibung für die Bedeutungsseite eines sprachlichen Zeichens. Jedoch kann der historische Begriff sich auch in den Bedeutungen anderer, benachbarter Wörter bzw. Sprachzeichen auswirken oder niederschlagen. Es kommt der Begriffsgeschichte daher immer auch auf die Analyse ganzer Begriffsnetze an. Drückt man diese Zielsetzung der Begriffsgeschichte in den Termini der Epistemologie, der Wissensanalyse aus, dann sind solche Begriffsnetze gleichbedeutend mit semantischen Netzwerken, gestützt auf konzeptuelle Strukturen und die mit ihnen verknüpften Frames bzw. Wissensrahmen.

Man könnte nun – gerade aus linguistischer Perspektive – fragen, welche Vorzüge eine historische Begriffsanalyse (neben der Anschließbarkeit an kognitiv-semantische Concept-Modelle der Bedeutung) gegenüber anderen Arbeitsweisen der historischen Semantik hätte. Koselleck möchte ja seine Begriffsgeschichte abgrenzen gegenüber traditioneller Wortge-

schichte, Ideengeschichte und Sachgeschichte zugleich. Tatsächlich müsste eine mit linguistischem Blick und linguistischer Präzision geführte Begriffsanalyse sich von diesen älteren Ansätzen unterscheiden lassen.

Zunächst einmal entwickelt eine wissenschaftsgeschichtlich ausgerichtete historische Semantik im Sinne der Begriffsgeschichte und der in ihrer Weiterentwicklung entstandenen Diskursanalyse nicht unbedingt eine völlig neue Methodik im mikroanalytischen Sinn der Bedeutungsanalyse und –beschreibung sprachlicher Zeichen. Vielmehr verbindet sie bewährte Einzelmethoden mit einer neuen und spezifischen Zielsetzung, die (vor allem verbunden mit einer neuen Art der Quellenauswahl) andersartige und weiterführende Ergebnisse erbringen kann als die älteren Fragerichtungen. Zu diesen Methoden können gehören:

- semantische Merkmalanalyse;
- Ausweitung solcher Analysen auf ganze semantische Netzwerke und ihre Konstituenten (z.B. Frames, Skripts usw.);
- Analyse von Präsuppositionen im Sinne der linguistischen Pragmatik und von durch Inferenzen erschließbare mitgemeinte und/oder versteckte Bedeutungen;
- Analyse bedeutungshafter Elemente von nichtsprachlichen Zeichen;
- Analyse von Argumentationsstrukturen und ihren semantisch-epistemischen Elementen (z.B. Stützungsregeln i.S.v. Toulmins Argumentationsmodell);
- Topos-Analyse i.S.d. rhetorischen oder argumentationsanalytischen Topologie;
- Metaphernanalyse nach Lakoff/Johnson usw.

Eine wichtige Neuerung v.a. der diskursanalytisch inspirierten Ansätze ist der Einbezug serieller Quellen in das Untersuchungskorpus (so z.B. bei Rolf Reichardt) und ein Abstandnehmen von der reinen „Höhenkammliteratur“ (philosophisch-wissenschaftlicher Reflexion) bei Hinwendung zu Alltagsquellen.

Nun ist es keineswegs so, dass vorhandene begriffsgeschichtliche Einzeluntersuchungen – vor allem, wenn sie von Historikern stammen – immer den von linguistischer Seite an semantische Analysen gestellten Anforderungen entsprechen. Als spezifisch *sprachwissenschaftliche* Untersuchungsansätze müssen Begriffsgeschichte und semantische Diskursanalyse daher erst entwickelt werden, indem die Anregungen der Historiker hinsichtlich Zielsetzung, Rahmenmodell und Analysekonzepte auf die spezifischen Vorgehensweisen einer sprachwissenschaftlichen Semantik bezogen werden. Eine spezifisch linguistische Untersuchungsperspektive nimmt *Semantik* als Deskription und Analyse der Bedeutungsseiten *sprachlicher Zeichen* ernst und schwebt nicht (wie offenbar manche Untersuchung historischer, soziologischer oder politologischer Provenienz) im zeichenfernen Raum einer reinen Inhalts- oder Ideenanalyse.

Aus dem sprachwissenschaftlichen Bemühen um methodische und zeichenbezogene Objektivierung semantischer Analyseergebnisse darf aber nicht der falsche Schluss gezogen werden, dass linguistische Bedeutungsanalyse frei von jeglicher *Interpretation* des sprachlichen Datenmaterials wäre. Vielmehr handelt es sich bei jeder Form von historisch-semantischer Sprachanalyse im weitesten Sinne um eine Art von *Kontextualisierung*; d.h. um eine Positionierung des Sprachmaterials (z.B. Wortmaterials) in einem Kontext zeichenhafter, semantischer, epistemischer Bezüge. Solche Bezüge, solche Kontextualisierungen müssen *gesehen* werden. Sie stellen sich nicht gleichsam von selbst ein (wie man in einem objektivistischen Missverständnis vermuten könnte), sondern sind häufig genug Ergebnis bestimmter Suchstrategien, die auf Hypothesen beruhen. Wenn man zum Gegenstand historisch-semantischer Analyse das (wie ich es nenne) *bedeutungsrelevante Wissen* in seiner ganze Reichweite macht (und dieses Wissen nicht – wie etwa in der logischen Semantik – von vorneherein auf einen eng gefassten Bereich sog. dingbezogener lexikalischer Bedeutung reduziert), dann kann das Erzählen von Bedeutungsgeschichte(n) mit dem Zeichnen von *Szenarien* des sprachbezogenen semantisch relevanten Wissens verglichen werden. Die kulturgeschichtliche Einbettung einer solchen Analyse ergibt sich dann gleichsam von selbst. Damit ergibt sich aber zugleich, dass es sich bei historisch-semantischer Analyse

dieses Zuschnitts um eine Sache der *Perspektivierung* handelt. Eine solche Perspektivierung ist aber ohne *interpretative* Auswertung der Daten nicht denkbar.

### 3. Historisch-semantic Diskursanalyse

Dies wird noch deutlicher in den neuesten Ansätzen der historischen Semantik, auf die ich nun noch etwas näher eingehen möchte. Die von Historikern wie Koselleck und Reichardt angeregte und betriebene Begriffsgeschichte (die im Übrigen einen sehr eigenständigen Beitrag der deutschen Forschung darstellt, der in der internationalen Wissenschaftsdiskussion zunehmend rezipiert und übernommen wird) ist in neueren Ansätzen (auch, aber nicht nur von mir selbst) ausgeweitet worden zu einer *Diskursgeschichte* oder *historisch-semantic Diskursanalyse*. Lag bei der Begriffsgeschichte der methodische Schwerpunkt noch beim äußeren Kriterium der *Begriffswörter*, auch wenn die Ebene der Einzelwort-Semantik durchaus überschritten wurde, so fehlt dieser scheinbar objektivierende Haltepunkt der Wortgeschichten, wenn man auf die Ebene der Diskurssemantik wechselt.

Sobald der semantischen Analyse das korpusbildende Kriterium der einzelnen Wortform fehlt, stellt sich nämlich die Frage, wodurch ihr Gegenstand (also im Falle der Diskursanalyse Einzeldiskurse oder diskursive Relationen) in seinem Zusammenhang erkenntlich und abgrenzbar wird. Oder etwas forschungstechnischer ausgedrückt: Definiert man Diskurse als virtuelle Textkorpora (wie es Wolfgang Teubert in einem gemeinsam mit mir verfassten Aufsatz getan hat), dann stellt sich die Frage, wie die jeweiligen Korpora ein- und abgegrenzt werden, sobald ein Kriterium wie durchgehaltene Wortgeschichten nicht mehr allein ausschlaggebend ist. Hier muss die am einzelnen zu untersuchenden Diskurs zu orientierende Forschungshypothese greifen, die aber nicht im luftleeren Raum bloßer Spekulation stehen bleiben darf, sondern am Quellenmaterial verifizierbar sein muss. Es geht also letztlich um interpretativ objektivierbare Hypothesen über Kontextualisierungen von sprachlichen Zeichen und Zeichenketten und ihren epistemisch-semantic Elementen.

Diskurse markieren (im weitesten Sinne) Kontextualisierungszusammenhänge (hier verstanden im epistemischen Sinne, nicht als notwendigerweise ausdrucksseitig explizierte Kontexte, die üblicherweise zur besseren Unterscheidung als Ko-Texte bezeichnet werden). Kontextualisierungszusammenhänge lassen sich (mindestens) einteilen in:

- (1) intendierte bzw. beabsichtigte (d.h. offenliegende, overte) Kontextualisierungen;
- (2) nicht-intendierte, aber bewusste (als bewusst unterstellte) Kontextualisierungen;
- (3) nicht-intendierte, nicht-bewusste, aber in der Textanalyse feststellbare Kontextualisierungen.

Der Diskursbegriff ist zunächst indifferent gegenüber diesen Ebenen, auch wenn sich in der Forschung eine gewisse Präponderanz für die Ebenen (2) und (3) feststellen lässt. Kriterien für die Feststellung diskursiver Relationen der Ebenen (1) und (2) lassen sich relativ leicht gewinnen; problematisch, weil hochgradig forschungsinduziert (und damit interpretativ gewonnen und möglicherweise interesseabhängig) sind die Kriterien für die nicht-intendierten, rein analytisch herausarbeitbaren Kontextualisierungen.

Kriterien für intendierte und overte Kontextualisierungen können etwa sein:

- durchgängige explizite Thematisierungen durch Überschriften, Themenangaben, Leitbegriffe;
- explizite Satzaussagen, syntaktische und textuelle Ko-Texte;
- (intendiert) Mitgemeintes bzw. Impliziertes;
- offene Präsuppositionen, gängige Metaphern und ähnliches.

Kriterien für nicht-intendierte, aber bewusste Kontextualisierungen sind z.B.:

- vereinzelte explizite Thematisierungen;
- diskurs- bzw. sprachreflektorisch artikulierte Kontextualisierungen;

- Kontextualisierungsmöglichkeiten, die bei Diskurs-Störungen / -Differenzen bewusst und explizit gemacht werden (können);
- semantische Assoziationsmöglichkeiten und Relationierungen außerhalb des engeren Aufmerksamkeitsfokus.

Am schwierigsten zu bestimmen sind naheliegenderweise die Kriterien für Kontextualisierungen der Ebene (3), also die nicht-intendierten und zunächst nicht-bewussten, allein textanalytisch feststellbaren epistemisch-semantischen Relationierungen; wobei diese aber zugleich oft die historisch-semantisch und diskursanalytisch interessantesten epistemischen Kontextualisierungen sind. Diese impliziten Kontextualisierungen sind stark von den Ausgangshypothesen eines konkreten Untersuchungsvorhabens (und Interesseblickwinkels) bestimmt und lassen sich wohl nur über dessen Ergebnisse und ihre wissenschaftsinterne Plausibilität verifizieren (etwa so, wie die Plausibilität einer Textinterpretation oder einer Bedeutungsbeschreibung durch die Forschergemeinschaft beurteilt wird).

Wenn man aber mit anerkannten Methoden einer tiefensemantischen Analyse (z.B. Isotopie-Analyse, Argumentationsanalyse, Präsuppositionsanalyse, Implikaturanalyse, Topos-Analyse, sachlich gestützte, kultur- und wissenschaftshistorisch belegte epistemische Voraussetzungen und Relationen usw.) solche diskursive Relationen aufzeigt, also eine wohl begründete und nachprüfbar Hypothese über semantische und epistemische Zusammenhänge formuliert, so sollte dies als „Existenz“-Nachweis einer diskursiven Relationierung (d.h. einer nicht expliziten Kontextualisierung der Ebene (3)) im Sinne eines durch die wissenschaftliche Analyse und Blickrichtung konstituierten Gegenstandes ausreichen. Ansonsten und allgemein gesehen sind „Diskurs“ bzw. „diskursive Relationen“ ja nichts, was additiv zu gegebenen Texten bzw. Sprachverwendungen hinzukäme, sondern sie sind in jeglicher Textualität, in allen Sprachzeugnissen nachweisbar. Sie sind konstitutiv für die Struktur unseres Wissens generell.

Die heutige Diskursanalyse (gleich welcher Sparte) ist ohne die grundlegenden Überlegungen und das Vorbild der Arbeiten von Michel Foucault nicht zu denken. An seine Überlegungen sind verschiedene Anschlüsse (mit verschiedenen Zielsetzungen) möglich; versteht man Diskursanalyse jedoch als zunächst einmal deskriptive Methode, dann kann sich die Diskursanalyse an folgenden im Grundmodell von Foucault entwickelten vier Ebenen der Gegenstandsbildung orientieren:

- (1) Diskursive Ereignisse;
- (2) Serien diskursiver Ereignisse;
- (3) aus solchen Serien diskursiver Ereignisse ableitbare Regelmäßigkeiten im Auftreten solcher diskursiver Ereignisse; und schließlich
- (4) (aber linguistisch nur schwer zu fassen) die sich aus den vorhandenen diskursiven Strukturen (und Regelmäßigkeiten) ergebenden Möglichkeitsbedingungen für diskursive Ereignisse.

Foucaults Begriff des Ereignisses betrifft das spontane und häufig unvorhersehbare Auftreten eines Wissenselements in einer Äußerung, einem Text usw. Die sprachliche bzw. semantische Gestalt solcher diskursiver Ereignisse (die bei Foucault als *énoncé* bezeichnet werden, ins Deutsche etwas missverständlich übersetzt als „*Aussage*“) kann unterschiedlich sein; es kann sich um echte Satzaussagen handeln, also um Propositionen im Sinne der Satzsemantik), aber auch um Wortbedeutungen; um Elemente von Wortbedeutungen (sog. semantische Merkmale; aber auch Bedeutungsprototypen); um semantische Assoziationen und Anspielungen; Mitgemeintes; Präsuppositionen usw.

Das diskursanalytisch und historisch-semantisch relevante Auftreten von Wissenselementen läßt sich daher nicht auf sprachliche Ausdruckseinheiten wie Sätze oder sogenannte Voll- oder Begriffswörter beschränken. Es kann sich durchaus auch auf sog. Nebenwortarten - wie etwa Pronomina - beziehen. In dem von mir untersuchten Fall der diskurssemantischen Grundfigur „Das Eigene und das Fremde“ kann sich z.B. diese Figur in Ausdrücken wie „*Nation*“, „*unsere Nation*“, aber auch in der metaphorischen Verwendung des Ausdrucks „*Familie*“, oder einfach in Personalpronomina wie „*wir*“ und „*sie*“ niederschlagen.

#### 4. Ein Beispiel

Wie ein diskursives „Wir“ im Zusammenhang mit dem Konzept „Nation“ bzw. „*Deutsche Nation*“ konstituiert werden kann und seine spezifische Semantik entfaltet, kann an einem frühneuhochochdeutschen Textbeispiel aus dem Abschied des Reichstags zu Augsburg vom 25. September 1555 [zit. nach: Karl Zeumer: Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Reichsverfassung in Mittelalter und Neuzeit. Leipzig 1904, 306 f.] gezeigt werden:

„Nachdem im Heil. Reich Teutscher Nation gute Wullen-Tücher gemacht wurden, also daß man fremder Nation Tücher wohl entrathen und das Geld, so für dieselbige fremde Tücher gegeben, in Teutscher Nation behalten möchte, daß sie in dem solche gute Ordnung fürnemen solten, damit die Wullnweber an Wollen nicht Mangel litten, sondern dieselbige um einen ziemlichen Kauff bekommen möchten, und die Wolle nicht also mit Hauffen in fremde Nation verführt würden“, daß dessen doch unangesehen der schädlich und verderblich Mißbrauch des Vorkauffs und Verführung der Wollen je länger je mehr überhand nehme, dergestalt daß nicht allein durch solche Verführung der Wollen in fremde Nation die Welschen Tücher und Wahr dadurch gefälscht und folgens in der Teutschen Nation mit doppeltem Werth bezahlet werden, sondern auch also in derselben Nation vertheuret, daß kein Meister des Wullen-Handwercks zu gleichmässigen Kauff der Wollen mehr kommen möge, derowegen die inländischen Tuch steigen, der gemeine Mann dardurch zu seiner Nothdurfft beschwert und dannoch gedacht Handwerck in die Länge und zuletzt in endlichen Abfall gerathen müsse, wo solches nicht durch ernstlich Einsehen fürkommen und abgestellt werden sollte. Dieweil uns dann [...] gebührt, hierin Einsehens zu tun, so haben wir uns [...] verglichen und vereinigt, daß [...] auch hinfür niemand, wer der in- oder ausserhalb des Reichs sei, einige Wollen bey Verlust derselben Wollen und dann einer zweyfachen oder gedoppelten Geld-Straff, so viel dieselbig Wolle werth ist, aus dem Heil. Reich Teutscher Nation mit Hauffen verkauffe, verführe, vertreibe oder verhandele, sondern daß solche Wollen im selbigen Reich Teutscher Nation behalten und dem inländischen Handwerck der Geschlachtwander, Wandmacher, Wullnweber oder andern, die dieselbige zum Tuchweben oder sonst zu andern nutzbarlichen Sachen verarbeiten und gebrauchen, um ein ziemlichs verkaufft und dardurch dasjenig, so einem großen Theil Teutscher Nation hochnützlich und ersprießlich, gefördert werde, alles bey Pön und Straff, in obangeregter Policy-Ordnung und Constitution verleibt und begriffen, auch der Kayserl. Majestät, Unsere und des Reichs schwere Ungnad zu vermeiden.“

Diese Textstelle ist unter anderem deshalb so bemerkenswert, weil es sich meines Wissens um einen der frühesten Belege handelt, in dem Begriffe, die für die kollektiven Selbstbezeichnungen und damit für die diskursive Konstitution des kollektiven Ich der Deutschen so wichtig waren, wie z.B. *Heil. Reich Teutscher Nation*, *Teutsche Nation* (hier erstmals in einer volksbezogenen Definition), *fremde Nation*, *inländisch* und *in- oder außerhalb des Reichs* in so dichter Folge zusammenstehen.

Deutlich wird in dem Zitat ein typisches diskursives Muster, das sich ähnlich auch in heutigen politischen Texten finden ließe: Dem „*Heil. Reich Teutscher Nation*“ wird die „*fremde Nation*“ gegenübergestellt, wobei erstmals so deutlich das „*Heil. Reich*“ mit „*Teutscher Nation*“ gleichgesetzt und letzterer Ausdruck als volksbezogener, kultureller und politischer Begriff konzipiert wird. Die hier als politische Größe und dabei als kollektives Identitätskonzept eingeführte „*Teutsche Nation*“ wird nun keineswegs – wie man es erwarten könnte – über die Gesamtheit ihrer Mitglieder definiert, sondern auf Interessen bezogen, die sich im weiteren Verlauf des Textes aber als Interessen von Teilgruppen (und keineswegs aller Gruppen oder der Gesamtheit) der Nationsangehörigen herausstellen.

Anscheinend gibt es in dieser Nation Menschen, die die im Lande produzierten Wollen exportieren, statt sie im Landesinneren zu verkaufen. Durch diesen Export werden nicht nur die deutschen Textilhandwerker geschädigt, da sie aufgrund des inländischen Wollmangels zum Import von Wollen oder gar fertigen Stoffen gezwungen sind; mehr noch, der Woll-Export leistet Beihilfe dazu, dass in „*fremder* (natürlich gemeint: „*welscher*“) *Nation*“ die dort hergestellten Stoffe mittels der deutschen Wolle „verfälscht“ werden. Der landesinterne Wollmangel führt zur Verteuerung der inländischen Textilprodukte, die damit nicht mehr konkurrenz-

fähig mit den „fremden“ Produkten sind, was zu wirtschaftlichen Nachteilen für die inländische Textilbranche führt. Andererseits müsste ja gefolgert werden, dass die inländischen Exporteure der Wollen im Gegenzug einen geschäftlichen Vorteil aus dem Export haben (warum sollten sie ihn sonst vornehmen?).

Deutlich wird hier deshalb, dass die Interessen der „*teutschen Nation*“ einseitig gleichgesetzt werden mit denen der inländischen Textilwirtschaft, während die Interessen der Wollproduzenten bzw. –exporteure nicht in das Eigen-Konzept bzw. Nations-Konzept eingehen. Die diskursiv entfaltete Semantik von „*Teutsche Nation*“ wird also nicht über die Gesamtheit der Interessen aller Nationsangehörigen konstituiert; sondern die Interessen einiger dominieren und werden implizit den Interessen der Gesamtheit gleichgesetzt – eine wohl zeitlos gültige epistemisch-diskursive Figur.

Dieses kleine Beispiel und seine Interpretation können deutlich machen, wie in einer wissenschaftsgeschichtlich, also epistemologisch und damit kulturgeschichtlich ausgerichteten historischen Semantik die Grenzen einer einfachen Wort- und Begriffsbedeutung deutlich überschritten werden: Man wird zögern, das Konzept „Interessen“ so ohne weiteres als semantisches Merkmal des Ausdrucks „*teutsche Nation*“ im üblichen Sinne der Merkmalsemantik anzuerkennen. Jedoch selbst wenn man dies tun würde, so sind mit der gerade gezeigten komplexen diskursiven Entfaltung des epistemischen Gehalts des Interessenkonzepts (nämlich die Dominanz der Interessen einiger über die Interessen anderer und die Gleichsetzung der Interessen der Gesamtheit mit den Interessen dieser Wenigen) die Grenzen des traditionellen semantischen Merkmalskonzepts sicherlich überschritten.

Besser beschreiben ließe sich der gezeigte semantische Vorgang mit Modellen der kognitiven Semantik: Das Konzept „*teutsche Nation*“, um dessen Entfaltung und Begründung es in unserem Text geht, lässt sich analysieren als komplexer Wissensrahmen (frame) mit einer ausdifferenzierten inneren Struktur. Eingebettet in diesen Wissensrahmen sind Verweise auf (bzw. Anschlüsse an) andere Wissensrahmen/frames, hier z.B. den Interessen-Frame. Dieser eingebettete Wissensrahmen weist selbst wieder eine komplexe innere Struktur auf, die bestimmte epistemische Elemente einschließt, andere dagegen ausschließt. Die vollständige Semantik des Nationskonzepts erschließt sich nur, wenn man über sämtliche eingebettete Wissensrahmen verfügt (und dazu gehören eben auch die Anschlüsse ganzer benachbarter bzw. angespielter Wissensrahmen). Damit wird aber in gewisser Weise der traditionelle Wortbedeutungsbegriff gesprengt und ausgeweitet in Richtung einer epistemologischen Semantik kognitiver Netzwerke (oder anders ausgedrückt: epistemischer bzw. diskursiver Strukturen).

Wenn also in neueren Ansätzen die Ausweitung der historischen Semantik auf eine epistemologisch orientierte Diskurssemantik gefordert wird (oder, in allerneuesten Modellen, zu einer systematischen Topos-Analyse/Topologie), dann ist damit vor allem die Analyse derartiger komplexer semantischer Wechselbeziehungen und Vernetzungen gemeint, wie sie jederzeit und zu allen denkbaren thematischen Konstellationen im Wortschatz einer Epoche, eines Textkorpus, oder eben eines „Diskurses“ nachzuweisen sind. Dabei geht eine diskursanalytische Untersuchung erheblich über die Reichweite herkömmlicher Wortfeldanalysen und semantischer Relationen hinaus. Gemeint sind mit den diskursiven semantischen Beziehungen darüber hinausgehend z.B. die Interessenabhängigkeit von Bedeutungsprägungen (durchaus im Sinne der anfangs nach Stöcklein zitierten Antriebe für semantischen Wandel), sowie textsortenspezifische, situationsbezogene, soziolinguistische, ideen- und kulturgeschichtliche und andere Faktoren, soweit sie Einfluss auf die Bedeutungsgeschichte einzelner Wörter oder Wortgruppen gehabt haben.

## 5. Das Wirken diskurssemantischer Grundfiguren

Ich möchte abschließend an einem weiteren Beispiel andeuten, wie das Wirken dessen, was ich „diskurssemantische Grundfiguren“ genannt habe, gezeigt werden kann. Hier am Beispiel der diskurssemantischen Grundfigur „das Eigene und das Fremde“. Dazu möchte ich zunächst kurz erläutern, was ich unter einer *diskurssemantischen Grundfigur* verstehe, die als Gegenstand einer diskurssemantischen Analyse einen zentralen Stellenwert erhalten kann. Diskurse zeichnen sich zum einen dadurch aus, dass die ihnen zuzuordnenden Texte Regelmäßigkeiten im Auftreten bestimmter inhaltlicher Elemente aufweisen; zum anderen schlagen sich zu Regelmäßigkeiten verfestigte inhaltliche Elemente in den Texten, die das Korpus der einzelnen Diskurse bilden (bzw. zu ihnen beitragen) nieder. Dabei wird vorausgesetzt, dass Texte (und ihre Bestandteile) nicht – wie es einem alten sprachtheoretischen (und wohl auch alltagsweltlichen) Vorurteil entspricht – quasi ab ovo durch die Intentionalität des Produzenten geformte originale Erzeugnisse sind. Vielmehr verwenden sie Versatzstücke, die zu der epistemisch-kognitiven Grundausstattung der Textproduzenten gehören bzw. von ihnen aus anderen, zuvor rezipierten Texten ad hoc aufgeschnappt worden sind. Für einen Teil dieser Phänomene hat man in der traditionellen Rhetorik überlieferte Begriffe wie „rhetorische Figuren“, „Topoi“ u.ä. zur Verfügung. Anstatt nun eine Topik in diesem überlieferten Sinne vorzuschlagen (wie sie in jüngster Zeit etwa für das Gebiet der juristischen Argumentation gefordert worden ist), ziehe ich es vor, in einem heuristischen Vorgriff von *diskurssemantischen Grundfiguren* zu sprechen. Im Gegensatz zu den eher statischen, meist als Thesaurus aufgefassten und auf der Ebene der „Oberflächensemantik“ angesiedelten Topoi betreffen diskurssemantische Grundfiguren eher die (häufig versteckte und nur vermittelt über zusätzliche Analyseoperationen zugängliche) „Tiefenebene“ der Textsemantik. Sie zeigen sich (dem Auge/Ohr des kundigen Betrachters) u.U. auch dort, wo die „Produzenten“ und „Rezipienten“ der jeweiligen Texte von ihrem Vorhandensein noch gar nichts ahnen. Sie sind dem Willen der Sprechenden zwar nicht völlig entzogen, doch offenbaren sie sich (und damit spezifische Charakterzüge des Textproduzenten bzw. seines Denkens) häufig unwillkürlich. Zwar kommen diskursive Grundfiguren immer wieder auch an die Oberfläche des Diskurses, werden zum expliziten Gegenstand oder Thema von Texten, und man könnte vielleicht sogar die These aufstellen, dass diese temporäre Explizitität eine notwendige Bedingung ihres (ersten?) Auftretens und ihrer strukturellen Wirksamkeit ist; doch ist ihre normale Wirksamkeit eher dergestalt, dass ihr Vorhandensein zwar das Erscheinen bestimmter diskursiver Elemente erklärt, in diesen Elementen aber nicht so zum Vorschein kommt, dass die diskursiven Grundfiguren zur expliziten Textbedeutung auf der Oberflächenebene gerechnet werden könnten.

Diskursive Grundfiguren ordnen textinhaltliche Elemente, steuern u.U. ihr Auftreten an bestimmten Punkten des Diskurses, bestimmen eine innere Struktur des Diskurses, die nicht mit der thematischen Struktur der Texte, in denen sie auftauchen, identisch sein muss. Sie bilden ein Raster, das selbst wieder als Grundstruktur diskursübergreifender epistemischer Zusammenhänge wirksam werden kann. Diskursive Grundfiguren sind in diesem Sinne nicht unbedingt an einen bestimmten Diskurs gebunden oder auf einen einzigen Diskurs beschränkt, sondern sie können selbst wiederum in verschiedenen Diskursen zugleich auftauchen. Dadurch tragen sie zu interdiskursiven Beziehungen bei, die auf Diskursebene vielleicht demjenigen entsprechen, was mit Bezug auf die Textebene in der Textlinguistik als intertextuelle Beziehungen untersucht worden ist. Aus diesem Grunde haben diskursive Grundfiguren eine Geschichte, die sich nicht notwendig auf den Zeitraum und das Auftreten des gegenwärtigen Bezugsdiskurses (der Analyse) beschränken muss. Im Gegenteil ist es gerade der Reiz der diskursanalytischen Perspektive, dass manche diskursive Strömungen und Grundfiguren eine historisch-epistemische Tiefendimension haben, die auf den ersten Blick (und aus der oberflächensemantischen Perspektive) zunächst gar nicht zu vermuten stand.

Für diskursive Grundfiguren ist es zunächst einmal sekundär, in welcher konkreten Gestalt sie im Diskurs auftreten:

- sie können als semantische Merkmale auftreten und als solche historische Isotopieketten bilden;
- sie können argumentationsanalytisch zu den Stützelementen einer textbasierenden Schlussregel gehören;
- sie können Präsuppositionen im Sinne der linguistischen Pragmatik sein oder durch Inferenzen zu erschließende Teile des Implizierten und Mitgemeinten;
- sie können sich hinter Namen, angesprochenen Personen, Sachen, Sachverhalten und Gedankenkomplexen verstecken;
- und sie können schließlich natürlich auch zur (lexikalischen) Oberflächenbedeutung von Wörtern, Begriffen und Texten gehören, in denen sie bemerkt oder unbemerkt wirksam werden.

Zur Feststellung solcher diskursiver Grundfiguren reichen häufig die üblichen Mittel der Wortsemantik, Begriffsanalyse oder Textanalyse nicht aus. Sie müssen z.B. nicht notwendigerweise durch „Begriffswörter“ (im Sinne der alten bedeutungstheoretischen Unterscheidung von *Autosemantika* und *Synsemantika*) ausgedrückt werden, sondern sie können auch in der textsemantischen Funktion der sog. „Funktionswörter“ (Synsemantika) enthalten sein. Dies wird am Beispiel der diskurssemantischen Grundfigur „das Eigene und das Fremde“ deutlich an den Personalpronomen *wir* und *sie*, die hier als Chiffren für eine elementare diskursive Figur aufgefasst werden können, und die in vielen Texten auch eindeutig in dieser Funktion verwendet werden.

Das, worauf es mir bei dem folgenden Textbeispiel ankommt, kann weder mit den Mitteln der Wortsemantik oder Begriffsanalyse, noch mit den herkömmlichen Mitteln der Satzsemantik und Textsemantik herausgearbeitet werden. Es handelt sich um epistemische Elemente eines sich etablierenden Diskurses, die vielleicht am ehesten noch mit den Methoden der Analyse von Wissensrahmen aus der neueren kognitiven Semantik dingfest gemacht werden könnten, oder eben mit Blickweise und Zugriff einer historisch-epistemologischen Diskursanalyse. Funktion und Situierung des Textbeispiels sind diesbezüglich geradezu exemplarisch: Die politische Funktionalisierung des *kollektiven Eigenen* erreichte im 19. und frühen 20. Jahrhundert einen Höhepunkt und eine Dynamik, die proportional wuchsen mit den entindividualisierenden Tendenzen der modernen Massengesellschaften. Über diese sozialhistorischen Zusammenhänge ist viel gesagt worden und sie sollen hier nicht erneut thematisiert werden. Worauf es in unserem diskursanalytischen Kontext jedoch ankommt, ist die Art und Weise, wie die Figur des *Eigenen und Fremden* hier eingreift und im 19. Jahrhundert in einer derart expliziten Weise definiert und kanonisiert wird, wie sie uns von unserem heutigen historischen Standpunkt (nach dem Nationalsozialismus und allem, was damit zusammenhängt) kaum noch vorstellbar ist.

Es handelt sich bei meinem Beispiel um den Versuch, ein *kollektives Ich* diskursiv zu etablieren, und zwar in der Weise, dass dieses kollektive Ich auf dem diskursiven Konstrukt eines *kollektiven Eigenen* gegründet werden soll, das auf einer emotionalen, auf kulturelle Werte bezogenen Fremdadgrenzung beruht. Dabei ist besonders wichtig, dass diese Fremdadgrenzung, die zur Identitätsbildung als *kollektives Ich* benötigt wird, deutliche Anleihen an der psychosozialen Ausstattung des *individuellen Ich* und der von diesem selbst an sich wahrgenommenen bzw. sich selbst zugeschriebenen Eigenschaften macht. Man könnte die diskursive und psychosoziale Bewegungsrichtung dieser Diskursfigur vielleicht folgendermaßen beschreiben: vom *individuellen Eigenen* über das *kollektive Eigene* zum *kollektiven Ich* und dann zum *individuellen Ich* (wobei dann das *individuelle Ich* natürlich ein *kollektiviertes individuelles Ich* ist; d.h. ein Ich, welches sich nur noch oder überwiegend über die Eigenschaften und Haltungen des *kollektiven Ich* definiert).

Deutlich machen möchte ich dies an einem der exemplarischen Texte der kollektiven Identitätsbildung der Deutschen des 19. Jahrhunderts: dem Roman „Soll und Haben“ von Gustav Freytag (1855 erschienen und bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts immer wieder in hohen

Stückzahlen neu aufgelegt). In diesem Roman sind alle Aspekte des spezifisch deutschen Nationaldiskurses in bemerkenswerter Weise zusammengefasst. Man könnte ihn vielleicht als *den* Roman des Deutschtums schlechthin bezeichnen. Der Roman enthält neben dem Zentralmotiv der sozialen und wirtschaftlichen Emanzipation des Bürgertums (das allerdings frei von allen demokratischen Ambitionen bleibt) eine gehörige Portion fein dosierten Antisemitismus und Kulturchauvinismus vor allem gegen Osten gerichtet. Der Roman ist also ein typischer Text aus der Grenzlage, d.h. die Texthandlung ist vom Verfasser situiert in der prototypischen und paradigmatischen Situation der Abgrenzung des Eigenen vom Fremden. Das kollektive Eigene bekommt hier in dem Maße genauere Konturen, in dem es sich zunehmend vom kollektiven Fremden abgrenzt. Eigenes (d.h. kollektive Identitätsbildung) und Fremdes (hier in Gestalt des benachbarten – polnischen – Volkes) bedingen sich gegenseitig, indem sie sich durch die passgenaue Grenzziehung zwischen ihren jeweiligen (vom Autor als prototypisch artikulierten) Eigenschaften konstituieren.

Der Held des Romans, Anton Wohlfahrt, begründet gegenüber seinem kosmopolitisch eingestellten Freund Fink, warum er, der Kaufmann, in der von Preußen besetzten polnischen Landschaft das Gut eines Adligen gegen die Angriffe der polnischen Freiheitskämpfer verteidigen und erhalten will. Es ist der Stolz auf das deutsche Wesen, auf die Überlegenheit der deutschen Kultur, die er zur Legitimation anführt: „Auf unserer Seite ist die Bildung, die Arbeitslust, der Kredit“, mit anderen Worten: „deutsche Tüchtigkeit“; dies alles rechtfertigt für ihn, „als einer von den Eroberern, [...] für freie Arbeit und menschliche Kultur einer schwächeren Rasse die Herrschaft über den Boden abgenommen [zu] haben“. Alles Polnische ist negativ dargestellt: Der Ackerboden „vernachlässigt“, die Ställe „erbärmlich“, die Frauen „unsauber“, die Männer „kein Vertrauen einflößend“, das Vieh „schlechte Rasse“, die Gebäude „trotlos“ und die Wohnhäuser „dürftig“. Dagegen ist alles Deutsche positiv dargestellt, und eben: typisch deutsch: Das Dach „repariert“, ein kleiner Garten angelegt, das Kind ist brav und blond, die Frau sauber und ordentlich, der Mann jung und stattlich, das Zimmer behaglich, der Kaffee brodelt auf dem Herd, und ein Gesangbuch und eine Rute sind, als Symbole deutscher Zucht und Sitte, natürlich auch vorhanden. Die Textstelle endet in dem Ausruf: „‘Dies Vorwerk ist ein Juwel Gottes’, rief Karl [...]. ‘Hier sind deutliche Spuren einer Düngestätte. [...] Und hier steht ein Myrtenstock am Fenster. Hurra! hier ist eine *Hausfrau*, hier ist *Vaterland*, hier sind *Deutsche*.‘“

Die angeführte Textstelle kulminiert in dem in unserem Kontext bezeichnenden Ausruf des (fiktiven!) Protagonisten: „... *wir* haben jetzt Leben gewonnen, und ein deutsches Volk ist entstanden“. Anstelle des Personalpronomens *wir* könnte man auch einsetzen: „*das (kollektive) Wir hat jetzt Leben gewonnen ...!*“ In diesem Roman bekommt das kollektive Eigene also vom Verfasser konkrete Züge verpasst: aus einer abstrakten rhetorischen Figur wird eine Vorstellung mit Fleisch und Blut, mit der sich dann im Rückschluss all jene identifizieren können, die sich dem apostrophierten kollektiven Wir zurechnen. Die besondere Wirksamkeit der in diesem Roman ausgeführten diskursiven Bewegung liegt einmal darin, dass hier konkrete Inhalte, welche das kollektive Eigene in Abgrenzung zum kollektiven Fremden auszeichnen (oder auszeichnen sollen), als Abgrenzungen von konkreten, existierenden Fremden (fiktional) unterstellt werden. Zum anderen liegt sie darin, dass damit auch denjenigen Rezipienten des Textes und der in ihm enthaltenen (vom Autor angebotenen) kollektiven Identifikationsschemata epistemisch-ideologische Versatzstücke kollektiver Identitätsbegründung vermittelt und für weitere diskursive Verwendungen zur Verfügung gestellt werden, welche über die (fiktional) angesprochenen konkreten „Fremden“ und ihre (angeblichen) kollektiv-fremden Eigenschaften keine echten individuellen Erfahrungen haben.

Das Besondere dieses Textes aus dem 19. Jahrhundert ist es, dass er explizit ausspricht, was in heutigen Texten wohl eher implizit transportiert (oder präsupponiert) würde, d.h. die Figur des Eigenen und Fremden wird in einem quasi definitorischen diskursiven Akt in den Erzählkosmos eingeführt:

„Wer immer in den gebahnten Wegen des Lebens fortgegangen ist, begrenzt durch das Gesetz, bestimmt durch Ordnung, Sitte und Form, welche in seiner *Heimat* als tausendjährige Gewohnheit von Geschlecht zu Geschlecht vererbt sind, und wer plötzlich als *einzelner* unter *Frem-*

de geworfen wird, wo das Gesetz seine Rechte nur unvollkommen zu schützen vermag, und wo er durch eigene Kraft die Berechtigung zu leben sich alle Tage erkämpfen muss, der erst erkennt den Segen der *heiligen Kreise*, welche um jeden *einzelnen* Menschen *Tausende der mitlebenden* bilden, die *Familie*, seine *Arbeitsgenossen*, sein *Volksstamm*, sein *Staat*. Ob er in der *Fremde* verliere oder gewinne, er wird ein anderer. Ist er ein Schwächling, so wird er *die eigene Art* den *fremden Gewalten* opfern, in deren Bannkreis er getreten ist. Hat er Stoff zu einem Manne, jetzt wird er einer. Doppelt teuer werden seiner Seele die Güter, in deren Besitz er aufgewachsen war, vielleicht auch die Vorurteile, die an seinem Leben hingen; und manches, was er sonst gleichgültig angesehen hatte wie Luft und Sonnenschein, das wird jetzt sein höchstes Gut. Erst im *Auslande* lernt man den Reiz des *Heimatsdialektes* genießen, erst in der *Fremde* erkennt man, was das *Vaterland* ist.“

Hier wird systematisch der Gegensatz von Eigenem und Fremdem aufgebaut und vom individuellen Eigenen auf das kollektive Eigene extrapoliert. Begriffe wie *Heimat*, *heilige Kreise*, *die Mitlebenden* haben eine Scharnierfunktion zwischen individuellem und kollektivem Ich; systematisch entfaltet wird dieser Übergang in der prototypischen Reihung *Einzelner-Familie-Arbeitsgenossen-Volksstamm-Staat*. Die kollektive Umdefinition der individuellen Selbstwahrnehmung erfolgt in Ausdrücken wie *eigene Art*. Und schließlich wird im Schlussatz besonders schön ausgedrückt, wie das individuell empfundene Eigene mit allen seinen Konnotationen umzuschlagen hat in eine abstrakte Identifikation des Einzelnen mit seinem kollektiven Ich, welches hier als *Vaterland* eingeführt wird, eigentlich aber – typisch deutsch – den *Staat* meint: Das Eigene ist gleichgesetzt mit dem wohligh vertrauten *Heimatsdialekt*, der einen im alltäglichen Leben so einhüllt in einen Kokon von mit dem Eigenen verwandten Aspekten des Lebens und der eigenen psychosozialen Lage, dass seine Nennung als Chiffre fungieren kann für das kollektive Eigene, welches sich hier – ideologisch und politisch funktionalisiert als *Vaterland* – als größeres, umfassenderes Eigenes präsentiert, in dem der Einzelne sich genauso geborgen und aufgehoben fühlen kann wie in den unmittelbaren Erfahrungen des täglichen Lebens im Schoße seiner *Familie*.

In den eben erwähnten Romanzitate kommt eine Funktionsweise der diskursiven Grundfigur des Eigenen und Fremden zum Vorschein, die für das 19. Jahrhundert typisch ist, und die möglicherweise doch zugleich eine Grundcharakteristik der Wirkweise dieser Figur veranschaulicht. Es handelt sich um die Tatsache, dass die diskursiv begründete kollektive Identität (und damit das kollektive Eigene als die konkrete inhaltliche Ausfüllung eines kollektiven Ich-Bildes) ein negatives Abziehbild der diskursiv unterstellten Eigenschaften des kollektiven Fremden darstellt. Das kollektive Eigene wäre damit die umgedrehte (negative) Identität des kollektiven Fremden. So gesehen ist das kollektive Eigene vermeintlich auch und gerade das, was das diskursiv unterstellte kollektive Fremde nicht ist, bzw. anders gewendet: es ist (angeblich) das nicht, was das kollektive Fremde angeblich besonders auszeichnet. Das Eigene gewinnt Konturen also nur mit Hilfe des Fremden, ohne das es nicht nur nicht so wäre, sondern wohl auch schlechthin nicht da wäre.

## 6. Welche Ziele kann eine linguistische Diskursanalyse verfolgen?

Historisch-semantische Diskursanalyse in der von mir vorgeschlagenen Form ist eine Methode der historischen Epistemologie, also einer deskriptiv und analytisch zugleich verfahrenen Wissensanalyse. Dieser Wissensanalyse mit linguistischen Mitteln kommt es nicht so sehr (oder nicht hauptsächlich) darauf an, Wissensquanten zu beschreiben (also quasi den Fundus des Wissens, der Episteme einer Epoche in der Deskription zu duplizieren), als vielmehr darauf, Relationen, Prädispositionen, historische Aprioris zu explizieren und damit sichtbar zu machen. D.h. sie zielt auf die Offenlegung der epistemischen (d.h. wissensbezogenen) Fundierung einer Aussagen- und Textsemantik (und wohl auch Wortsemantik), und zwar in jeglicher Hinsicht. Diese Fundierung betrifft historisch-epistemische Wirkungsfaktoren, die sowohl Bewusstes als auch Nicht-Bewußtes, nicht explizit Reflektiertes umfassen

können - im Sinne der vielzitierten Verortung der Diskurse als „zwischen Denken und Sprechen liegenden“ bei Foucault.

Diskursanalyse ist – ob gewollt oder ungewollt – Teil einer Semantik im weitesten Sinn. Ob sie nun analytisch-deskriptiv und explizit semantisch aufgefasst wird, wie in meinem Ansatz, oder stärker als machtkritisch verstanden und mit der schon vor Aufkommen der Diskursanalyse ausformulierten Symbolanalyse kurzgeschlossen wird (wie bei J.Link), oder mit neuen Analysestrategien verbunden wird (Topos-Analyse bei M.Wengeler, Präsuppositionsanalyse usw.), stets verbleibt die Diskursanalyse im Rahmen einer Semantik, d.h. der Entfaltung von gesellschaftlich konstituiertem, historisch bedingtem und relativem Sinn. Schon aufgrund dieses Verständnisses von Semantik muss sich die Diskursanalyse gegen reduktionistische Semantik-Konzeptionen wenden, wie sie etwa in der systembezogenen, formalen Linguistik oder in der logischen Sprachphilosophie favorisiert werden. Eher ließe sie sich schon an eine moderne kognitive Semantik anschließen, die soeben dabei ist, sich aus den Fesseln formal-linguistischer Reduktionismen zu lösen.

Als Teil einer Epistemologie ist die semantische Diskursanalyse im Rahmen der Kulturwissenschaften verankert. Als Genealogie, wie sie Foucault verortete, hat sie spezifisch historische Anteile. Sie ist eine der Methoden einer „Ethnographie unserer eigenen Kultur“. Ihr konkretes Ziel besteht in der Sichtbarmachung der diskursiven Elemente, Strömungen und Relationen, welche das in einer gegebenen Epoche (einem gegebenen diskursiven Rahmen) zu denken und zu sagen Mögliche prädestinieren und begrenzen. Ihr Ansatz ist analytisch-deskriptiv (wobei Analyse und Deskription nicht voneinander getrennt werden können), weil nur eine sorgfältige, analytisch gelenkte Beschreibung diskursiv-epistemischer Verhältnisse eine Erklärung gegebener Zustände, der zu beschreibenden Episteme in ihren Konstitutionsbedingungen zu leisten vermag.

**Literatur:**

- Brunner, Otto / Conze, Werner / Koselleck, Reinhart (Hrsg.) 1972ff.: Geschichtliche Grundbegriffe. Stuttgart.
- Bühler, Karl 1934: Sprachtheorie. Jena. (Nachdruck: Stuttgart/New York 1982)
- Busse, Dietrich 1987: Historische Semantik. Stuttgart.
- Busse, Dietrich 1991a: Textinterpretation. Sprachtheoretische Grundlagen einer explikativen Semantik. Opladen.
- Busse, Dietrich 1991b: Konventionalisierungsstufen des Zeichengebrauchs als Ausgangspunkt semantischen Wandels. Zum Entstehen lexikalischer Bedeutungen und zum Begriff der Konvention in der Bedeutungstheorie von H. P. Grice. In: Ders. (Hrsg.): Diachrone Semantik und Pragmatik. Untersuchungen zur Erklärung und Beschreibung des Sprachwandels. (= Reihe Germanistische Linguistik, Bd. 113) Tübingen, 37 - 65.
- Busse, Dietrich 1993: Juristische Semantik. Berlin.
- Busse, Dietrich 1997: Das Eigene und das Fremde. Zu Funktion und Wirkung einer diskurssemantischen Grundfigur. In: Matthias Jung / Martin Wengeler / Karin Böke (Hrsg.): Die Sprache des Migrationsdiskurses. Das Reden über „Ausländer“ in Medien, Politik und Alltag. Opladen, 17 - 35.
- Busse, Dietrich 2000a: Semantischer Wandel in traditioneller Sicht. (Etymologie und Wortgeschichte III) Erscheint in: D. Alan Cruse / Franz Hundsnurscher / Michael Job / Peter Rolf Lutzeier (Hrsg.): Lexikologie. Ein internationales Handbuch zur Natur und Struktur von Wörtern und Wortschätzen. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft) Berlin/New York.
- Busse, Dietrich 2000b: Begriffsgeschichte oder Diskursgeschichte? Zu theoretischen Grundlagen und Methodenfragen einer historisch-semantischen Epistemologie. In: Carsten Dutt (Hrsg.): Herausforderungen der Begriffsgeschichte. (Begriffsgeschichtliche Forschungen zum 20. Jahrhundert, Bd. 1) Heidelberg.
- Busse, Dietrich 2000c: Öffentliche Sprache und politischer Diskurs. Anmerkungen zu einem prekären Gegenstand linguistischer Analyse. In: Hajo Diekmannshenke / Iris Meißner (Hrsg.): Politische Kommunikation im historischen Wandel. (FS Josef Klein) Wiesbaden.
- Busse, Dietrich / Teubert, Wolfgang 1994: Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Dietrich Busse / Fritz Hermanns / Wolfgang Teubert (Hrsg.): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen, 10 – 28.
- Foucault, Michel 1966a: Le mots et les choses. Paris. (Dt.: Die Ordnung der Dinge. Frankfurt am Main 1971.).
- Foucault, Michel 1969: L'archéologie du savoir. Paris. (Dt.: Die Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main 1973.)
- Foucault, Michel 1971: L'ordre du discours. Paris. (Dt.: Die Ordnung des Diskurses. München 1974.)
- Greimas, Algirdas Julien 1971: Strukturele Semantik. Braunschweig.
- Guilhaumou, Jacques / Maldidier, Denise 1979: Courte critique pour une longue histoire. L'analyse du discours ou les (mal)leures de l'analogie. In: Dialectiques 26, 1979, 7-23.
- Hermanns, Fritz 1994: Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. Überlegungen zu Sinn und Form und Gegenstand historischer Semantik. In: Andreas Gardt / Klaus J. Mattheier / Oskar Reichmann (Hrsg.): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände - Methoden - Theorien. Tübingen.
- Kopperschmidt, Josef 1980: Argumentation. Stuttgart.
- LeBon, Sylvie 1967: Un positiviste désespéré: Michel Foucault. In: Les temps modernes 248, 1299-1319.
- Macdonell, Diane 1986: Theories of Discourse. An Introduction. Oxford.
- Pêcheux, Michel 1975: Les vérités de la Palice. Paris.
- Pêcheux, Michel 1983: Über die Rolle des Gedächtnisses als interdiskursives Material. Ein Forschungsprojekt im Rahmen der Diskursanalyse und Archivlektüre. In: Manfred Geier / Harold Woetzel (Hrsg.): Das Subjekt des Diskurses. Beiträge zur sprachlichen Bildung von Subjektivität und Intersubjektivität. (Argument-Sonderband 98) Berlin 1983, 50-58.
- Polenz, Peter von 1985: Deutsche Satzsemantik. Berlin/New York.

Wittgenstein, Ludwig 1970: *Über Gewißheit*. Frankfurt am Main.

Reichardt, Rolf 1982: Zur Geschichte politisch-sozialer Begriffe in Frankreich zwischen Absolutismus und Restauration. Vorstellung eines Forschungsvorhabens. In: Schlieben-Lange, Brigitte / Gessinger, Joachim (Hrsg.) (1982): *Sprachgeschichte und Sozialgeschichte*. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 12, Heft 47, 49-74.

Reichardt, Rolf 1985: Einleitung. In: Reichardt, Rolf / Schmitt, Eberhard (Hrsg.) (1985 ff.): *Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich 1680 - 1820*. München, 39-148.